

Aus dem Idiotikon

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **22 (1938)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Güggeli“, und das Hotel Volder veranstaltet eine „Sommer Modeschau, un après-midi de charme et d'élégance, das fashionable Défilé für Bad, Strand, Sport, Nachmittags und Ferien. Tanzeinlagen, Conférence“. Wem aber vor solcher Bodenständigkeit etwas unheimlich geworden ist, der fühlt sich gleich wieder angeheimelt durch die „Geflügel-leber von jungen Güggeli“, die unmittelbar darunter lockt und im „Restaurant Grüti“ (das bedeutet ja dasselbe wie „Rütti“) zu haben ist. In einem „Hotel du Lac“ im Misox gibt es laut Anschlag „Dgni sera Ballo. Jeden Abend Tanz“ und das unter dem Titel „Tea Dancing“; da haben wir ja die „viersprachige Schweiz“; daß statt des Rätomanischen das Englische steht, ist ja schon ein kleiner Schönheitsfehler. Aber in der Genfer „Suisse“ (16.10.37) steht mitten unter französischen Anzeigen verheißungsvoll: Ditschwyzer (so!) kömmt und loset üses Wiener Orchester. Brasserie Genevoise. Also e richtigi Wienerstimmung“, was ja das Nötigste ist für unsere Alemannen in Genf.

Ja, der Deutschschweizer ist bei aller Bodenständigkeit offen für europäische Kultur, da hat Dr. Guggenbühl ganz recht, und wenn's mitunter auch nur Unkultur wäre.

... wird bestens verdankt.

In der Schweiz wird jedes Protokoll, jeder Vortrag (er mag sein, wie er will), jeder Beitrag, Brief, Dienst, jede Auskunft, Bestellung, Gabe „bestens verdankt“; das „bestens“ ist zwar rein dekorativ, aber zwangsläufig, unumgänglich. „Wir verdanken Ihnen Ihr Geehrtes, Gefriges, Zünftigstes bestens und beehren uns . . .“ — so fangen unzählige Amts- und Geschäftsbriefe an. Mit diesem „verdanken“ meint man Dank sagen, Dank abtatten, danken für etwas. Gewöhnlich weiß der Schreiber nicht, daß dieser Sprachgebrauch zwar gut schweizerisch, aber nicht allgemein deutsch ist. „Verdanken“ hat heute in der deutschen Schriftsprache den Sinn von „Dank wissen, Dank schuldig sein, zu Dank verpflichtet sein für etwas“. Also z. B. „Diese Stiftung verdanken wir dem längst verstorbenen Wohltäter X. Y.“ (dem man, weil er nicht mehr lebt, auch nicht mehr Dank sagen, sondern nur Dank wissen, zu Dank verpflichtet sein kann).

Ist nun dieses schweizerische „verdanken“ im Sinne von Dank sagen falsch und verwerflich?

Wie in vielen andern Fällen hat auch hier das Schweizerdeutsche nur einen alten Sprachgebrauch bewahrt, der einst gemeindeutsch war und dann abhanden gekommen ist. Noch in der klassischen Zeit der deutschen Literatur findet man „verdanken“ in der Bedeutung „Dank erweisen“, z. B. bei Lessing, der seine Daja zu Nathan sprechen läßt:

Ihr habt mit all dem Guten,

Das wir Euch nicht genug verdanken können . . .

Das heißt doch: wofür wir Euch nie genug Dank erweisen können. So braucht auch R. Ph. Moriz das Wort in seinem psychologischen Roman „Anton Reiser“ (1785—90), wenn er sagt: „Eine Wohlthat, die er ihm nie genug verdanken kann.“ Aus der Verbindung „einem etwas zu danken oder zu verdanken haben“ konnten die beiden Wörter „danken“ und „verdanken“ leicht den Sinn eines erst noch abzustattenden Dankes, eines „Dank schuldig seins“ annehmen. Daraus erklären sich einige Stellen aus Goethe, wo „verdanken“ einen zwischen beiden Bedeutungen schwebenden Sinn hat:

Im „Faust“ II spricht der Kaiser zu Faust und Mephisto:

Das hohe Wohl verdankt Euch unser Reich.

Wo möglich sei der Lohn dem Dienste gleich!

Vorläufig also der Dank (Verpflichtung zu Dank oder Abstattung des Dankes) und dann der Lohn (Dank durch die Tat). Im „Vermächtnis“ tritt der Sinn des Dankabstattens etwas deutlicher hervor:

Verdank es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr (der Erde) die Sonne zu umkreisen
Und dem Geschwister wies die Bahn.

Wogegen im „Epilog zu Schillers Glocke“ das „verdank ihm“ sowohl als „Dank wissen“ wie als „Dank abtatten“ gedeutet werden kann:

Wir haben alle segensreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt.

So ist es auch mit „begrüßen“, das man nur in der Schweiz in dem Sinn von „jemand um etwas angehen“ versteht; so auch mit „bemühen“ (das hat mich sehr bemüht, der Vorfall war bemühend), das wir auch im Sinn von „peinlich berühren, wehtun, schmerzen“ brauchen, während es in der Schriftsprache soviel wie Mühe machen bedeutet. Zu warnen ist vor dem schweizerdeutschen Gebrauch von „vergönnen“, das in unserer Mundart als mißgönnen verstanden wird, während es gemeindeutsch gerade das Gegenteil: „gönnen, erlauben“ bedeutet. So bei Uhland im „Blinden König“:

Vergönn mir's, daß ich sechte!
Wohlühl ich Kraft im Arm.

Was ist aus dieser Betrachtung zu schließen? Ich denke, daß auch hier, wie in manchem andern Zweifelsfalle, unterschieden werden muß, für wen man schreibt. Was auf schweizerische Leser, und nur auf solche, berechnet ist, folge ruhig dem schweizerischen Sprachgebrauch. Was für weitere Verbreitung, namentlich durch den Buchdruck, bestimmt ist, muß sich, um richtig verstanden zu werden, nach dem allgemeinen Sprachgebrauch richten.

D. v. G. (aus dem „Bund“)

Aus dem Idiotikon.

115. Heft, Huber & Co., Frauenfeld.

Wir haben uns in den letzten zwei Jahren so viel mit unserer Mundartbewegung beschäftigen müssen, daß wir für unser Mundartwörterbuch keinen Raum mehr hatten. Unterdessen sind vier Hefte erschienen, deren Besprechung wir nachholen wollen, nicht streng nach Nummern, mehr wie der Stoff es ergibt. — Heft 115 bringt die Zusammenfassungen und Ableitungen zu „Stab“. Wie viele Stäbe gibt es nicht, und wie viele gibt es — nicht mehr. Den Eid oder Schwerstab mußte berühren, wer einen Eid leistete. Ein solcher Eid war ein „gstabeter Eid“. Ein gewisser N. mußte 1447 Urfehde schwören „mit uffgebottner hand, gestapten drin fingern und gelerten worten“. Der St. Magnus- oder Mangesstab ist der Pilgerstab des heiligen Magnus, des Schutzheiligen gegen Mäuse, Engerlinge und anderes Ungeziefer. 1685 ließ der Landrat von Schwyz einen Vater aus dem Schwabenland kommen, der mit diesem Stabe das Ungeziefer vertreiben sollte. Buchstabe bedeutete auch die Schrift überhaupt; so mußte 1741 eine Berner Lehrgotte wegen schlechter Schrift ersetzt werden durch eine Frau, „welche bekanntermaßen einen trefflich schönen Buchstaben hat“. Für buchstabieren sagte man früher einfacher buchstabieren. So klagt Zwingli über unfähige Prediger, die, was sie kaum selber buchstabieren konnten, ihrer Gemeinde buchstabierten, und „sy habend daran gaggset, das man vermerkt hat, das sy's erst lernetend“. Einen guten Witz machen die Nar-gauer, die bei schlechter Ernte sagen, daß man die Trauben nicht lesen, sondern nur buchstabieren könne. Zrugg- oder

hindersibuechstabiere heißt übertragen: den Rückzug antreten, so z. B. bei D. v. Greyerz: „Der glich Volksfründ (Zeitung), wo no vor zweu ... Iare 'ta het wie-ne bluetrote Carbonaro ... der geit jiz ga zruggbuechstabiere und queue mache mit dem juste-milieu“. Im Jahre 1907, als der Bundespräsident und die Voritzer des National- und des Ständesrates, alle drei Basler waren, entstand die Redensart: „Hür got's is guet, o Schwizerchbab, hür sto-mer under em Baselstab“. Mit dem Bluet- oder Bluetgrichtsstab ritt der Großweibel zur Richtstätte. Viele Zusammensetzungen hängen wie diese ab von der Bedeutung des Stabes als Abzeichen der Hoheit, der Amtsgewalt, bes. im Rechtsverfahren. Tachstäbli ist ein den Stoffüberzug tragendes Stäbchen aus spanischem Rohr an einem altmodischen Regenschirm (Tach); daher erzählt der Appenzeller Hartmann von einer Magd, die Arme hatte, daß „dem Haneßli sini sönd gad gse wie Tachstäbli degege“. Stabe heißt u. a. würdig oder mit sichtlicher Anstrengung einhergehen; bei Gfeller staben einem die Zicklein über die Beine. Gstabe heißt auch kümmerlich einen Haushalt führen (von armen Obwaldner Bauern). Stabend, itabet, gstabet u. ä. heißt starr, steif wie ein Stab, bes. vor Kälte oder Alter („Es alts stabets Mannli“). In Glarus kann man „esse bis me gad gstabet ist“. Namentlich auch die Leichenstarre wird damit bezeichnet; darum schreibt bei Gottfried Keller ein Pfarrer in sein Tagebuch, das tote Meretlein sei „ganz gestabet“ gewesen. Sehr verbreitet war der Glaube, wenn eine Leiche nicht bald gstabet oder gstablet oder stablig oder so werde, so sterbe bald noch jemand aus der Familie. Man kann aber auch ein gstabeter Rechner sein. Ein Zürcher Pfarrer predigte 1729: „D gestabete und verstochete Seelen!“. Lienert findet: „Nüd dümmers im Mai as gstabad Nachtbuebe, wo is Bett gönd go ruebe“; denn „Gleichgi Bürstli chönd eister guet a (bei den Mädchen); wer gstabedi Bei hät, mues mängs hinderha“. Karl der Kühne, berichtet jemand 1690, habe sich nach der Schlacht bei Murten „ganz erstaberet ... in ein abgeföndertes Gemach verschlossen“. Ein Stabi oder Gstabi ist natürlich ein steifer, ungelenker, auch geistig langsamer Mensch. Bei Reinhart heißt es einmal: „Hinecht passisch dem Gstabi (dem Nebenbuhler) noch einisch; aber denn, Christe, mach dis Testament“, und Huggenberger sagt von einem Alten beim Gedanken an die Umarmung eines jungen Mädchens: „So en Gstabi wür jo der Dem verlüre“. Gotthelfs Eisi, deren Mann prozessiert, läuft den Herren vom Gerichte nach: „Eine Frau b'schüß me bi de Herre als vone Gstabi vo Löb“. Ein großer Gstabi ist bei Loosli der Goliath, und bei Balmer findet jemand, es mache „afe eki Gattig fur so-ne große Gstabi, da ga z'pläre“. „Dir gstabiochte Chrugelimuze!“ sagt bei Gfeller ein Mutter Schwein zu zwei Ferkeln, die sich vom Euter haben verdrängen lassen, und bei Tavel eine Kaze von den Menschen: „Dir gstablige, zwöibeinige Hoffertsdoggle“. Nach Tr. Meyer wird man „gstablig i der Chöldli, as-me chum e Mumpfel Brot abenanderbringt“. — Allerlei zu berichten gibt auch der Staub. Die Solothurner Redensart „Staub vom Bode“ bedeutet eilig, in schnellstem Lauf, die glarnerische „im Staub“ heißt sogleich, beides wegen der leichten Beweglichkeit des Staubes. Bosharts alte Salome verkündet die Weisheit: „Zwe Wiberröck werfed me Staub uf als zwänzg Par Hofe“. Der Familienname Staub war wohl zumeist der Zuname eines Müllers. Der aus den Haaren der Pferde gestriegelte Roßstaub war früher am Zürichsee berüchtigt, weil er etwa boshafterweise in Tanzsäle oder auch in Betten gestreut wurde, wo er dann unerträgliches Beißen erzeugt haben soll. Konrad Geßner (1516—1565) rühmt an einem Schulmeister, daß er sehr kurzweilig gewesen sei, „welches man doch an Schuelmeistern selten

spüret, dieweil sie merteil in dem Staub under den Knaben melancholisch und schwermütig werden“. Das Tätigkeitswort staube bezeichnet zunächst ein staubähnliches Aufsteigen („Gschaffet mueß si ... daß es nume so stübt“ bei Gfeller), dann auch Staub erregen, aufwirbeln. Darum beschreibt ein kleiner Bündner das erste Auto, das er gesehen, also: „Z'erst macht's brr, denn stübt's und denn stinkt's“. Staube kann aber auch heißen entstauben, reinigen, was durch Schlagen geschieht; dabei kann der ursprüngliche Zweck des Schlagens verblaffen, z. B. wenn bei Reinhart der Schneider sagt: „So, Seppli, mer wei guet füetere, dänk gel, as im Schuelher sis Merrörli mascht erlide, wenn-er-der d'Hösli stäubt“. Das führt weiter zur Bedeutung fortjagen, vertreiben; daher ist ein gstaubter oder gstäubter oder gstobener Mensch geistig verstört oder etwas angetrunken. Zu einem Hochgewachsenen sagt ein Appenzeller: „Du wärist guet zom Giraffen Abstaube“. Abstauben im Sinne von Stehlen stammt aus dem Mattenenglisch, ebenso die Form stibigen. Erstaube heißt von Staub reinigen, ausklopfen, übertragen: einem scharf die Meinung sagen; darum heißt es in einem Zürcher Ehegerichtsbericht von 1530/3: „Do erwuschte sy inn bim har, das er nit siele, und erstoubete im den grind awenig“. — Das halbe Heft 115 aber und ein großer Teil von 116 beschäftigt sich mit der Stube; davon das nächste Mal.

Vom Böhertisch.

Der träge Ausdruck. Wörterbuch der sinnverwandten und sinnähnlichen Ausdrücke. Ein Hilfsbuch für den Korrespondenten. Von Max Wohlwend. 122 Seiten. Zürich 1938. Verlag des Schweiz. Kaufmännischen Vereins. Geh. 3 Fr. 30 Rp., in Ganzleinen 4 Fr.

Wie kann man ein deutsches Wörterbuch übersetzen mit einem Wort, das man in keinem deutschen Wörterbuch findet? Denn „träf“ ist doch ein deutschschweizerisches Mundartwort. — Gewiß, aber ein ungemein treffendes, treffliches, geradezu — träfes, und es geht vielleicht (und hoffentlich) wie andere einmal in den allgemeinen deutschen Wortschatz über. Es hängt mit „treffen“ zusammen wie „gemäß“ mit „messen“, „(an-)genehm“ mit „nehmen“, „bequem“ mit „bekommen“ (ahd. queman), „gäng und gäbe“ mit „gehen und geben“; es ist wie diese ohne Ableitungssilbe unmittelbar aus dem Stamm gebildet, deshalb auch dem Nichtschweizer leicht verständlich, kurz und kräftig, halt eben — träf.

So gut die Absicht, so zweckmäßig ist die Anlage des Büchleins. Es möchte den kaufmännischen Briefstil bereichern und wendet sich gegen das Schablonenhafte der meisten Geschäftsbriefe, die den Reiz persönlicher Gestaltung vermischen lassen, auf den Empfänger trocken und langweilig wirken, in deren Formelkram aber auch das geistige Leben des Schreibers selbst erstarren muß. Wenn er, statt ewig „antworten“ zu schreiben, hier einmal nachschlägt und findet, er könnte je nach Umständen „erwidern, entgegen, meinen, sich äußern, entgegenhalten, Auskunft geben, mitteilen, Bescheid geben, Aufschluß geben“ dafür sagen, so ist das für ihn eine fesselnde Beschäftigung und trifft dabei meistens den Sinn genauer, dient also auch dem Empfänger. Besonders erfreulich ist, daß der Verfasser diesen Grundsatz auch auf die Fremdwörter anwendet, die schon im Vorwort als häufig überflüssig bezeichnet werden; er fragt z. B.: Warum erfährt er (der Korrespondent) das Fremdwort „inklusive“ nicht einmal durch „mit“, oder „samt, einschließlich, eingeschlossen, mitgerechnet, unter Einschuß“? Wir empfehlen das beschei-